

Zeitschrift: Rheinfelder Neujahtsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahtsblatt-Kommission
Band: 53 (1997)

Artikel: "Verlässlichkeit, die an Bedeutung gewinnt"
Autor: Weber, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

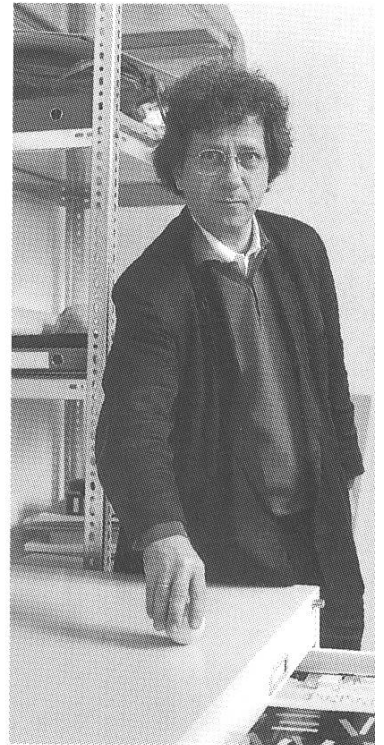
«Verlässlichkeit, die an Bedeutung gewinnt»

Heinz Weber

Herr Schifferli, Sie sind visueller Gestalter der geplanten Ausstellung «Pest und Sebastianibruderschaft» im Fricktaler Museum. Was verbinden Sie mit dem Thema Pest?

Zum einen ist es sicher ein wichtiges medizinisches Thema. Die Krankheit hatte einen ganz wesentlichen Einfluss auf die Bevölkerungszahlen in jenen Zeiten, da sie aufgetreten ist. Zum anderen ist der naturwissenschaftliche Aspekt interessant: Lässt man den Menschen einmal ausser acht, so ist die Pest ein Phänomen wie viele andere, durch das die Natur ihre Populationen regelt. Für eine Ausstellung wie diese ist es wichtig, zu zeigen, was dieses Phänomen bei den Menschen ausgelöst hat. Es sind daraus neue geistige, religiöse und politische Situationen entstanden, wie beispielsweise die Gründung einer Bruderschaft, die sich zur Aufgabe macht, in Zeiten der Not dem Staat oder dem Gemeinwesen bei der Lösung der aktuellen Probleme zu helfen. Da war etwa das Beerdigen immenser Zahlen von Toten in kurzer Zeit. Auch heute müsste ein Problem von dieser Dimension eine enorme Solidarität in der Bevölkerung hervorrufen; anders wäre es gar nicht zu lösen. Dann ist da auch die Suche nach den Ursachen: Handelt es sich um eine göttliche Strafe? Was haben wir falsch gemacht? Müssen wir Busse tun, damit die Plage von uns genommen wird? Oder das ganze Feld der Kunst, sei es angewandte Kunst in Form von Heiligenbildern oder Statuen, denen man Wunderkräfte zuschrieb, sei es die bis heute anhaltende künstlerische Auseinandersetzung mit der Pest als Symbol, sehr eindrücklich in Böcklins Bild «Die Pest», das wir im Kunstmuseum Basel sehen können. Die Seuche hat sich schliesslich enorm ins Gedankengut des Volkes eingepreßt, das zum Beispiel heute noch sagt: «Es stinkt wie die Pest», obwohl niemand mehr die Krankheit aus seiner Umgebung kennt.

Es ist kaum ein Ort in Mitteleuropa von Pestzügen verschont geblieben. Weshalb gerade in Rheinfelden eine Ausstellung zu diesem Thema?



Beat Schifferli

An vielen anderen Orten hat sich das Gedenken an die Pest ebenfalls manifestiert und zum Teil wesentlich monumentaler, man denke an die Karlskirche in Wien. Was mich in Rheinfelden begeistert, ist, dass dieses Gedenken durch die Sebastianibruderschaft über Jahrhunderte hinweg in einer, wie ich es sehe, unverfälschten Form lebendig geblieben ist. Charakteristisch dafür ist eine gewisse Bescheidenheit und die Beschränkung der eigenen Tätigkeit auf Pflege der Tradition. Man hat offenbar nie das Bedürfnis gehabt, die Aktivitäten auszudehnen oder sich anstelle der Pest gegen eine andere, aktuellere Bedrohung zu engagieren.

Es ist denkbar, dass die Bruderschaft im Lauf der Zeit zu einem Club bessergestellter Herren heruntergekommen wäre, die sich noch einmal im Jahr zu einem Essen treffen...

Es könnte auch ein Geheimbund daraus geworden sein, eine politische oder wirtschaftliche Macht mit vererbter Mitgliedschaft, worunter der ursprüngliche Gedanke stark leiden würde. Das Singen würden die Herren dann vielleicht als untergeordnete Tätigkeit an die Schulen delegieren. Aber, wie gesagt, das ist in Rheinfelden keineswegs der Fall. Ganz im Gegenteil, der Brauch wird ernst genommen, und es gibt kaum jemanden, der nicht ergriffen ist, wenn er die zwölf singen hört. Eindrücklich finde ich auch, dass die Aufnahme von neuen Brüdern nicht an Stand, Vermögen, Ansehen oder Bildung gebunden ist. Man muss singen und zu Fuss gehen können, also kann grundsätzlich jedermann dabei sein. Schliesslich verpflichten sich die Brüder auch sozusagen auf Lebenszeit, jeweils am 24. und 31. Dezember in Rheinfelden zu sein. Das ist eine Verlässlichkeit, die in der heutigen Zeit zusehends an Wert und Bedeutung gewinnt. Wir berücksichtigen dies auch in der Ausstellung. Mein ursprünglicher Gedanke ging in Richtung eines «outing», einer Offenbarung der gegenwärtigen Brüder. Davon sind wir aber abgekommen. Die Bruderschaft ist ja kein Geheimbund – jeder darf wissen, wer dabei ist –, aber sie hat aus ihrer Bescheidenheit heraus ein Bedürfnis nach Diskretion. Man will sich nicht als Bruder hervortun. Dies müssen wir respektieren.

Gibt es einen roten Faden, der durch die Ausstellung führen wird?

Der rote Faden heisst sicher vom Allgemeinen zum Speziellen, von der Welt zum Fricktal, von der Geschichte zur Gegenwart. Am Ende des Fadens steht die Sebastianibruderschaft heute. Was wir den Besucherinnen und Besuchern

mitgeben möchten, ist dies: Wenn ihr effektiv einen Eindruck von dieser Sebastianibruderschaft bekommen wollt, dann müsst ihr an Weihnachten oder Silvester dieses Singen miterleben. Wir haben zu diesem Zweck auch einen Videofilm produziert, der im letzten Jahr aufgenommen wurde und der versucht, das Geheimnisvolle dieses Anlasses anklingen zu lassen und nicht etwa aufzuheben.

Sie sind visueller Gestalter von Beruf.

Was muss man sich darunter vorstellen?

Ich habe zunächst Betriebswirtschaft und Ökonomie studiert. Anschliessend hatte ich das Bedürfnis, mich gestalterisch und handwerklich zu betätigen. Ich absolvierte an der Schule für Gestaltung in Basel zunächst einen Vorkurs und dann eine vierjährige Ausbildung als Grafiker. Beim visuellen Gestalter ist die Möglichkeit des Engagements sehr breit. Es geht nicht nur darum, etwa ein Plakat zu entwerfen. Vielmehr steht am Anfang jemand, der etwas zu sagen hat, und jemand, der die Botschaft zur Kenntnis nehmen soll. Zwischen diesen beiden muss die Kommunikation hergestellt werden. Oft haben die Partner ganz falsche Vorstellungen voneinander: Der Sender ist überzeugt, seine Botschaft müsse jeden interessieren, obwohl das nur für einen kleinen Kreis zutrifft. Der vorgesehene Empfänger glaubt, die Botschaft gehe ihn sowieso nichts an, und nimmt sie deshalb gar nicht zur Kenntnis. Meine Aufgabe ist es, mich in die beiden Partner zu versetzen und dann die richtigen Kommunikationswege vorzuschlagen.

Was bedeutet das für die Rheinfelder Ausstellung?

Es bedeutet, dass wir unsere Botschaft Menschen vermitteln müssen, die noch keine oder nur eine kleine Ahnung, aber grosses Interesse haben. Ich habe zum Beispiel einen Studienkollegen aus der Region gefragt, ob er von den Sebastianibrüdern wisse. Er wusste nichts davon, obwohl er aufgrund seiner Ausbildung und seiner Interessen durchaus davon wissen könnte. Ich fragte einen Kellner in einem Rheinfelder Restaurant; er hatte keine konkrete Vorstellung, obwohl er schon lange in dieser Stadt arbeitet. Andererseits habe ich niemanden getroffen, der kein Interesse zeigte, nachdem ich ihm die Geschichte erzählt hatte.